

Die Berliner Literaturkritik

Jahrgang III, Nr. 2

www.BerlinerLiteraturkritik.de

6. Februar 2006

gratis



Reise ins Land des Jazz

„Jazzlife“ nimmt
den Leser mit zu-
rück in die Jazz-
Hochburgen der
USA Anfang der
sechziger Jahre

Schergewichtiges Daumenkino

WILLIAM CLAXTON / JOACHIM E. BERENDT: Jazzlife. Taschen Books, New York u.a. 2005. 696 Seiten, Audio CD. 150 €.

Von KAY ZIEGENBALG

1961 erschien „Jazzlife“ im Burda Verlag. Im Vorwort bekannte einer der Autoren, dass den 268 Seiten noch das Vierfache hätte folgen können. Dies ist mit der erweiterten Neuauflage des Bandes fast wahr geworden. Auf 696 Seiten in A3 hinterlassen Joachim E. Berendts Berichte von einer Reise durch das Jazz-Land USA und die Fotos von William Claxton bleibende Eindrücke und Abdrücke. Berendt war Deutschlands dienstältester Jazzredakteur und Autor wegweisender Monographien zum Thema. Dies bescherte ihm den Titel „Jazz-Papst“. Er selber habe das nie gemocht, heißt es auf seiner Homepage. Der Papst swinge nicht.

William Claxton ist nicht weniger bekannt. Der US-Amerikaner ist der Urheber zahlreicher Fotografien, die den zum Künstler gehörenden ganzen Menschen erfassen wollen. Sein Name findet sich aufgrund seiner engen Beziehung zur Jazz-Szene sogar in den Titeln einiger Stücke wieder. Eine CD mit Sessions, die während der Reise der beiden aufgenommen wurden, liegt der limitierten Sonderedition von „Jazzlife“ bei. Die Stücke wurden auf den heutigen Qualitätsstand gebracht, ohne dabei den warmen Klang der alten Tonbänder unnötig zu kühlen.

Ihre „Jazzodyssee“ führt die beiden von Manhattan über Philadelphia und Washington an der Ostküste entlang bis nach New Orleans und Biloxi. Mit dem Mississippi nach Memphis, Chicago und St. Louis, das voll gestopft von deutschstämmigen Blaskapellen Reste von Marsch und Klassik hochleben lässt. Kansas City, Quelle von Swing und Bebop, löst Motown Detroit ab, um dem Duo schließlich Los Angeles, Hollywood, San Francisco und Las Vegas zu öffnen.

William Claxton schildert im Vorwort, wie „Jo“ Berendt sämtliche rote Ampeln ignorierte, nachdem sie die Staatsgrenze zwischen North- und South Carolina passiert hatten. Berendt meinte, dass die Ampeln immer oben Rot zeigen. Er wusste nicht, dass dies von Bundesstaat zu Bundesstaat variabel ist. Auf den Hinweis, er sei rotgrünblind, habe Berendt geantwortet: „Woher weißt Du das?“ Dieses Schulterklöpfen zwischen dem Autor und seinem Fotografen erwidern die Musiker, denen sie auf ihrer Tour begegnen. Das Buch begrüßt seine Leser nicht nur mit diesen

sympathischen Einsichten in das Projekt „Jazzlife“. Es zeigt auch, dass eben nicht immer alles so glatt und glanzvoll daherkommt wie die großformatigen Fotos in diesem Band.

Dr. Harry Oster, damals an der Universität von Louisiana beschäftigt, wies die beiden Entdecker auf ein Gefängnis hin, das zahlreiche erstklassige Musiker beherbergte. Unter Osters Fittichen erschienen mehrere Tonträger – recorded live in jail. Die Straßensmusik und das Leben jenseits der edel veräucherten Clubs haben Platz gefunden. Dass



Abbildung aus „Jazzlife“

dieser in einem so dekadenten Medium bereitgestellt wurde, macht froh und nachdenklich. Das Format ist eine Art Zwischenwelt, in der die Zurückgelehnten und die Gekrümmten zueinander finden.

Berendt hinterlässt ein Diktum: Blues und Gospel sollten uns einfallen, wenn vom Jazz die Rede ist. Wer diese Verbindung 1960 nicht berücksichtigte, dessen Verhältnis zum Jazz habe jeder Tiefe entbehrt. Vom lebhaften Einfluss der Kirchenorgeln zehrt beispielsweise der Hammond-Kult. Soul sei nichts weiter als das Produkt von Naivität, Stärke und Ursprünglichkeit. Die Pfarrer predigten, man solle Jesus auch telefonisch anrufen und beichten. Niemand fragt natürlich nach seiner Telefonnummer, aber das Gotteshaus beginnt zu wackeln.

Den geistigen Antrieb für die Improvisation kann man nicht erlernen. Genauso vermessen ist der nicht verstummende Hinweis, irgendjemand habe „etwas im Blut“. Studieren lassen sich nur Methoden, die auf der Tonleiter den nächsten Abzweig

erkennbar machen. Alles andere werden die Hände regeln. „Dixieland kann jeder spielen. Dazu braucht man doch nichts von Musik zu wissen“, wird der Direktor der Berklee Music School Boston zitiert. Es ist plausibel, dass ein Sinfonieorchester und Sonny Rollins die gleiche Sequenz unterschiedliche spielen. Erklären und beweisen muss das niemand.

Grabenkämpfe in Schubladen hat hier niemand im Sinn. Lebendigkeit, heißt es, wenn Stile sich wechselseitig beeinflussen und Verdrängung oder Transformation anheim fallen. Nur gilt das nicht für einen Stil allein. Den hier abgesteckten Jazzkosmos verhandelt der Text als äußerst dynamisch und polyphon. Der Austausch zwischen Pop und Jazz hingegen schwebt als bedrohlicher Vorgang über den Berendts Berichten. Irgendwie klingt das, als habe der Jazz seinen natürlichen Platz nie verlassen dürfen. Wenn überhaupt Schubladen aufgemacht werden, dann sind es geografische. West Hollywood klingt anders als Southside Chicago. Banal. Interessanter ist die Einsicht, dass die Musiker ihre Herkunft mitnehmen und so identifizierbar bleiben.

William Claxton, der Yankee, und Berendt, der etwas „noch viel Schlimmeres“ war, hatten auf der Suche nach den afrikanischen Wurzeln des Jazz im Süden der USA Kontaktschwierigkeiten, deren Ursachen ihnen schonungslos aufgezeigt wurden. Sie besuchten Mose Allisons Eltern am Mississippi. Allisons Vater gibt dem schwarzen Hausmädchen einen Klaps auf den Hintern und sagt: „Wir lieben unsere Nigger!“ Vom „Neger“ ist nicht nur in den Zitaten die Rede. In solchen Episoden scheint die Reise länger her, als sie es in Wahrheit ist. Das war 1960. Und 2005? „Die deutsche Erstausgabe des Buches Jazzlife (...) wurde nun behutsam überarbeitet und ergänzt.“ Das englische Vorwort meint „slightly reworked“. Die Überarbeitung umfasst vor allem die Fotografien. Der Autor der Texte verstarb leider 2000. Einen Sprachgebrauch, der sich heute als politisch korrekt bezeichnen ließe, wird man deshalb missen. Ein Wermutstropfen ist dies, weil es nicht um fiktive Charaktere, sondern um reale Akteure einer als so fortschrittlich betitelten Zivilisation geht.

Es ist aber ein fruchtbarer Wermutstropfen, der dem ausgeschlafenen Konsumenten die nackte Wahrheit über die Rezeption schwarzer Musik aufzeigt, sofern er denn bereit ist, 150 Euro für diesen Prachtband auszugeben. Es wird Zeit, sich von der Aufteilung in weiße Rationalität und schwarze Vitalität zu verabschieden. Mit „Jazzlife“ werden all jene zufrieden sein, die die Oliven im Martini bedudeln. Es werden aber auch all jene zufrieden sein, die Fortschritt, Leidenschaft und Schmerz in den Synkopen zu finden wissen. Umsehen müssen sich sowieso beide Fraktionen. □